

**Ö1 – Gedanken zum Tag, 19. – 24. Juli 2004, 6:57 – 7:00 Uhr**

**„BODEN UNTER DEN FÜSSEN“**

**1. Vom Sinn des Reisens**

Seit über 20 Jahren unternehme ich den Großteil meiner Reisen zu Fuß: Skandinavien, Griechenland, Frankreich, Spanien. Was ich dabei suche, ist Begegnung mit dem Anderen, dem Neuen, dem Fremden. Das ist für mich der eigentliche Sinn des Reisens. Die jährliche Massenflucht an die sonnensicheren Badestrände, der durchprogrammierte all inclusive-Urlaub im Ferienclub, ja selbst der kunst- und kulturbeflissene Besichtigungstourismus unserer Großstädte hat mit diesem ursprünglichen Sinn des Reisens, der Begegnung, doch ziemlich wenig zu tun. Wirkliche Begegnung ist ja immer ein wechselseitiges Geschehen, ein Geben und Empfangen auf beiden Seiten. Und das erlebt der Fußreisende wie kein anderer – praktisch auf Schritt und Tritt: Vom Benutzer öffentlicher Verkehrsmittel vielleicht abgesehen, begegnet der motorisiert Reisende dem bereisten Land bestenfalls an den Endpunkten seiner Fahrten. Selbst der Radfahrer zieht in der Regel zu rasch vorüber. Nur der Wanderer ist langsam genug, um unterwegs zu grüßen und begrüßt zu werden. Und damit fängt jede Begegnung an. Oft habe ich erlebt, dass meinem bloßen Gruß ein aufmunterndes Wort, eine Frage nach dem Woher und Wohin, eine Einladung zum Rasten und Verweilen gefolgt ist: in Gebirgsdörfern, auf einsamen Gehöften, an Gartenzäunen. Meine bloße Bitte um Wasser wurde oft mit Wein, Brot und Käse beantwortet. Meine einfache Frage nach dem weiteren Weg mündete nicht selten in regelrechte Erzählrunden, zu der die ganze Nachbarschaft neugierig zusammenlief. Und hin und wieder nötigte man mich geradezu, über Nacht zu bleiben: das gebot die heilige Pflicht der Gastfreundschaft. Ich sammle bei dieser Art des Reisens vielleicht nicht so viele bedeutende Sehenswürdigkeiten wie andere. Ich muss auf gewohnten Komfort verzichten. Ich bin auch nie sicher vor manch unliebsameren Überraschungen. Aber niemand begegnet einem Land und seinen Menschen wirklicher und aufrichtiger, als wer sich ihm zu Fuß nähert.

## 2. Von der Bedeutung des Ziels für den Weg

„Der Weg ist das Ziel.“ – Kein Wunder, dass ausgerechnet die Werbeabteilung einer Autofirma diese angebliche Lebensweisheit so populär gemacht hat. Autofirmen haben ja wohl die geringste Ahnung vom wirklichen, ehrlichen Bewältigen von Wegen. Deshalb muss ich diesem Werbespruch auch widersprechen: Wer schon einmal tage- oder gar wochenlang zu Fuß gegangen ist, weiß, dass er ohne ein klar gesetztes Ziel nicht sehr weit käme. Die unweigerlich begegnenden Schwierigkeiten, die Mühsal tagelangen Gehens würden den ziellos Wandernden frühzeitig zum Aufgeben verleiten: „Was tust Du dir das noch länger an? Brich doch ab! Ist ja schon genug!“ Nur wer sich ein klares Ziel gesteckt hat, wird solche Situationen bestehen und seinem Weg treu bleiben. – Vielleicht ist der Spruch „Der Weg ist das Ziel“ aber gerade *deshalb* so populär: Er dispensiert scheinbar davon, sich auf ein Ziel festzulegen, eine klare Entscheidung zu treffen und ihr auch dann treu zu bleiben, wenn es schwierig wird.

Nein, der Weg ist nicht das Ziel. Er ist schon wichtig, und kein so leidenschaftlicher Geher wie ich wird sich mangelnde Liebe zum Weg und zum Unterwegssein nachsagen lassen. Aber ob ein Weg wirklich gut und richtig ist, ob er weiter führt, ob meinem entschlossenen Aufbruch auch ein Ankommen entspricht, das diesen Namen wirklich verdient – das entscheidet sich doch immer vom Ziel her.

Wer das Unterwegssein also aufrichtig liebt, wer dauerhaft unterwegs bleiben will, setzt seinem Weg immer auch ein Ziel. Nicht um den Weg selbst gering zu achten – im Gegenteil: um ihm treu bleiben zu können. Und Treue ist doch immer noch der überzeugendste Erweis von Liebe.

### 3. Von der Gefährlichkeit des Wanderers

Fahrendes Gesindel, Zigeuner, Herumstreuner, „Pülcher“, ... – solche wenig schmeichelhaften Bezeichnungen legen Zeugnis davon ab, dass unstedt umherziehenden Menschen immer auch mit Argwohn und Misstrauen begegnet wird – seitens der Sesshaften und fest Etablierten. Tatsächlich habe ich neben wunderbaren Zeichen der Gastfreundschaft auch das erlebt auf meinen zahlreichen Wanderungen: dass man mir schon von weitem unmissverständlich anzeigt, ich möge nur ja einen weiten Bogen um das Haus herum machen. Manchmal verschwanden umherstehende Menschen schon bei meinem Herannahen und versperrten das Hoftor oder zeigten mir auf meinen Gruß hin wenigstens demonstrativ den Rücken.

Es gibt offenbar noch immer eine Grundangst des Sesshaften vor dem Nomaden. Ich kann das gut verstehen. Denn zumindest der freiwillig umherziehende Wanderer stellt schon durch seine bloße Existenz das Leben des Sesshaften in Frage – und alles, was ihm heilig ist: die Bindung an Haus und Besitz, die vielen Dinge, mit deren Hilfe er sich sein Leben praktisch und behaglich eingerichtet hat, für die er aber auch viele Opfer bringt. Es beunruhigt den Sesshaften, dass der Wanderer davon offenbar nur einen Bruchteil benötigt, den er kompakt in seinem „Schneckenhaus“, dem Rucksack, mit sich führt. Einer Kultur des festen Besitzes an Boden und Gütern, zumal einer Kultur, in der Sicherheit, klare Ordnungen, aber auch Komfort und Gemütlichkeit hohe Werte darstellen – einer solchen Kultur *muss* die Existenzweise des Wanderers als subversiv gelten. Der Wanderer unterwandert sozusagen alle stabilen Ordnungen, alle fest in Recht und Tradition verankerten Verhältnisse. Manchmal frage ich mich deshalb, ob die Amtsträger meiner Kirche wirklich froh sind über den aktuellen Pilger-Boom, und ob sie wirklich wollen, was sie da u.U. sogar noch fördern? Aber grundsätzlich müssen sich alle kirchlichen Gemeinschaften immer wieder diese kritische Frage stellen: Wollen wir wirklich sein, was kirchliche Dokumente uns zuschreiben: ein *wanderndes* Gottesvolk auf Erden?

#### 4. Vom Gott der Bibel

Gelegentlich werde ich nach den wichtigsten Auswirkungen oder Ergebnissen meiner oft wochenlangen Fußmärsche gefragt. Solche Fragen sind nur schwer – und unmittelbar nach Beendigung einer großen Wanderung sowieso nicht zu beantworten – und wenn, dann eher von Menschen, die zu meinen Weggefährten gehören, auch wenn sie noch nie länger mit mir gewandert sind. – Nur im Rückblick auf viele Jahre meines Wanderns kann ich sagen, dass ich von keiner meiner großen Fußreisen unverändert zurückgekehrt bin. Vielleicht ist mir eine gewisse Lust daran zu Eigen geworden, auch in meinem beruflichen und privaten Leben immer wieder neue Ziele zu erwählen oder mich von anderen damit herausfordern zu lassen. Vielleicht wurde auch die Beharrlichkeit gestärkt, mit der ich diese Ziele dann auch durch Durststrecken hindurch und gegen Widerstände verfolge, vielleicht auch die Fähigkeit, Stille und das Alleinsein mit mir selbst auszuhalten, um mich dann umso dankbarer über Freunde und Weggefährten zu freuen.

Vor allem aber merke ich, dass sich mein Glaube und nicht zuletzt mein Gottesbild grundlegend gewandelt haben: Mir ist jeder religiöse Dogmatismus, der meint, einen festgeformten und normierten Glaubensschatz verwalten zu können, zusehends fremd geworden, jedes allzu selbstsichere Bescheidwissen über Gott und die Welt, und auch jedes ängstliche Festhalten an noch so ehemals erfolgreichen oder auch lieb gewordenen Traditionen, selbst wenn diese keine ausreichende Nahrung mehr bieten. Ich habe für mich den immer wieder neu zu suchenden und stets anderen, den ewig lebendigen und niemals ganz erfassbaren Gott der Bibel wiederentdeckt, der ursprünglich ja auch „ein Gott von Nomaden“ war. Ich glaube, ich habe begriffen, was Karl Strobl einmal formuliert hat, der österreichische Begründer der Universitätsseelsorge, also meines derzeitigen beruflichen Metiers; er sagte einmal: „Die Grundgebärde des Glaubens ist der Aufbruch.“

## 5. Von der Gegenwart Gottes

Seit meiner Jugend gehört Gehen zu meinen Lieblingsbeschäftigungen. Wäre es gesundheitsschädlich, müsste man mich wohl für „gehsüchtig“ erklären. Aber das Gegenteil ist der Fall: Gehen ist eine Therapie für Leib und Seele. Bei Kummer jeglicher Art, vor schweren Entscheidungen oder unangenehmen Aufgaben – nach einem Spaziergang „geht es wieder“ und tun sich neue Wege auf.

Ich habe mich oft nach der Ursache dieser heilsamen Wirkung gefragt. Gehirnforscher machen die Ausschüttung von „Glückshormonen“ oder irgendwelche „alpha-Wellen“ dafür verantwortlich, verursacht durch die gleichmäßige Bewegung des Gehens. Davon weiß ich nichts. Ich weiß nur, was ich beim Gehen besonders intensiv wahrnehme: den Kontakt mit dem Boden. Er ist immer da. Egal, über welches Gelände ich gerade gehe – der Boden unter meinen Füßen vermittelt mir die Gewissheit einer ewigen, unverrückbaren Gegenwart. Manchmal achte ich beim Gehen minuten- und sogar stundenlang auf nichts anderes als darauf, wie meine Sohlen den Boden berühren, wie sie sich von ihm abstoßen, wie sie erneut Halt finden.

Für mich ist der „Boden unter den Füßen“ zur treffendsten Metapher für die Gegenwart Gottes in dieser Welt geworden: Sein urbiblischer Name ist ja „Ich bin da.“ Er ist ewige Gegenwart, immer da – wie der Boden unter meinen Füßen. Selbst wenn ich stolpere und hin falle – schuld daran ist niemals der Boden, der mich etwa nicht trüge. Schuld daran ist höchstens meine fehlende Aufmerksamkeit für den Boden oder eine falsche Überheblichkeit, in der ich dem Boden einen Schritt aufzuzwingen versuche, den er nicht gewährt. Selbst für den Sturz eines Bergsteigers gilt: Er geht nie ins Leere. Es ist immer ein Boden da, der ihn fängt und hält – mitunter ein letztes Mal: für immer.

## 6. Vom Gehen ohne Füße

Gehen gehört zu meinen Lieblingsbeschäftigungen. Was aber tut ein Mensch, der gar nicht gehen kann, weil er an den Beinen gelähmt ist oder gar keine Beine mehr hat?

Vor wenigen Monaten starb ein Mann, der ab seinem 32. Lebensjahr 45 Jahre lang gelähmt war – beinahe vollständig, nicht nur an den Beinen. Er hat mit seiner Frau viel geredet und gerne Bücher gelesen, wobei ihm seine Frau jede Seite umblättern musste. Er hat mit wachem Interesse das Geschehen in Politik und Wirtschaft, in den Kirchen und Religionen verfolgt. Und er hat unter großen Mühen – mit einem Stäbchen im Mund – unzählige Briefe auf einem Spezial-Computer geschrieben. Kurz vor seinem Tod sagte er zu einem Freund: „Mit mir geht's jetzt zu Ende. Ich bin dankbar für jeden Tag, den ich noch leben darf. Aber ich lasse ruhig auf mich zukommen, was da kommen wird.“

Gleich zweimal ist in diesen Worten vom „Kommen“ die Rede, einmal taucht das Wort „gehen“ auf. Allein daran wird erahnbar, wie sehr auch dieser Gelähmte sein Leben unter dem Zeichen ständiger Bewegung verstanden hat – er, dessen körperlicher Bewegungsraum doch auf ein Minimum reduziert war! Trotz seiner Lähmung ist dieser Mann sein ganzes Leben lang auf seinem schweren Pilgerweg geblieben, ohne aufzugeben – und mit ihm seine Frau. Nach dem Tod ihres Mannes hat sie in aller Einfachheit gesagt: „Wir haben uns ja zum Ziel gesetzt und am Beginn unseres gemeinsamen Weges versprochen, uns zu lieben und treu zu sein in guten und in schweren Zeiten, in Gesundheit und Krankheit, bis der Tod uns scheidet. Es gab für mich keinen anderen Weg als den an seiner Seite.“

Mir ist die Erinnerung an dieses Ehepaar wichtig: Wie diese beiden gibt es noch unzählige andere Menschen, denen es aufgrund körperlicher oder anderer Umstände nicht möglich ist, tage- oder gar wochenlang zu gehen. Aber auch für sie gibt es ein Ziel – und einen Weg, dem es treu zu bleiben gilt.

## 7. Vom Wesen des Lebens

*(Zusatztext; wurde nicht gesendet)*

Wir leben in einer Gesellschaft, die für Wege wenig Sinn hat.

Am deutlichsten spiegelt das unser Wirtschaftssystem: Transportwege sollten am besten gar nichts kosten. Weil für sich genommen unproduktiv, gelten sie als wirtschaftlich wertlos. Jedenfalls finden die wirklichen, durch Transportwege verursachten Kosten keinen entsprechenden Niederschlag in den Geschäftsbilanzen – mit nicht nur in ökologischer Hinsicht verheerenden Folgen.

Aber auch sonst – in Beruf und Freizeit – gilt: Man reist zwar um die halbe Welt, aber ohne die dafür notwendigen Wegstrecken entsprechend zu würdigen. Alles soll möglichst schnell und bequem, also möglichst wenig spürbar, also möglichst wenig erfahrbar vor sich gehen. Unser modernes Reisen, überhaupt unser hochmobiles Leben gleicht eher einem raschen Wechseln von Standpunkten, aber ohne Weg und Entwicklung dazwischen.

Besteht aber nicht gerade darin das eigentliche Wesen allen Lebens: in der Bewegung, im Wachsen und Sich-Entfalten, im Werden und Vergehen? Wann also ist das Leben mehr bei sich selbst als gerade in jenen Zeiten, die nichts anderem gelten als dem Unterwegssein und dem Erfahren von Entwicklungen?

Doch Vorsicht! – Bereits das ohnehin schon so bedächtige Wort „Er-fahrung“ ist in dieser Hinsicht trügerisch: Denn jedes Fahren eines Weges ist ja bereits vermitteltes, aber nicht mehr authentisches, unmittelbares Erleben. Einen Weg in all seiner Bedeutung er-lebt dagegen erst jemand, der ihn wirklich geht – zu Fuß, Schritt um Schritt, mit allen Fasern des Leibes, mit allen Sinnen, mit aller Energie und Zeit, die ein Weg eben braucht.

Muss der Mensch der Moderne sich letzten Endes nicht vorhalten lassen: „Du magst in Deinem Leben viel schaffen und erledigen. Du magst viel neues entdecken und erforschen. Du magst viele Informationen und Erfahrungen zusammentragen. Aber er-lebst Du Dein Leben auch?“